

Vilmos Ágel (Budapest)

GEGENWARTSGRAMMATIK UND SPRACHGESCHICHTE I: EIN SOLL, DAS (NOCH) KEIN MUß IST

- (A) Niemand bestreitet, daß Sprache ein historisches Phänomen ist.
- (B) Kaum jemand dürfte der Ansicht sein, daß man ein historisches Phänomen voll verstehen kann, ohne sich je um die Geschichte dieses Phänomens gekümmert zu haben. Altkanzler Helmut Schmidt gab in einem Interview auf die Frage, was man hinter sich haben müsse, um Kanzler werden zu können, folgende Antwort: "Vor allen Dingen muß jemand, der das Regierungsamt in diesem 80-Millionen-Staat ausüben soll, Geschichte kennen. Nicht nur die Geschichte Deutschlands, er muß auch die Geschichte Europas kennen..." ("Kanzler trifft Altkanzler." In: *Die Zeit* 11/1998 (5.3.98), 18.)
- (C) (=Konklusion aus A+B): Kaum jemand dürfte der Ansicht sein, daß man die Gegenwartssprache — inklusive natürlich der Gegenwartsgrammatik — ohne sprachgeschichtliche Kenntnisse verstehen kann.

So sauber diese Konklusion auch sein mag, die linguistische Wirklichkeit und der Sprachunterricht berücksichtigen sie in der Regel (noch?) nicht. Deutliche und

explizite Bekenntnisse zu ihr wie das von Talmy Givón ("From Discourse to Syntax: Grammar as a Processing Strategy." In: Ders. (Hg.): *Syntax and Semantics*. Vol. 12: Discourse and Syntax. New York/San Francisco/London 1979, 81-112.) haben einen Seltenheitswert:

Quite often it turns out that the structure of synchronic syntax cannot be understood without reference to either diachronic or developmental processes.

[Man macht ziemlich oft die Erfahrung, daß die Strukturen der Gegenwartssyntax ohne Kenntnis der sprachgeschichtlichen Abläufe und der Spracherwerbsprozesse nicht verstanden werden können.]

Dabei ist die Nichtberücksichtigung der Konklusion (C) nicht nur unlogisch, sondern auch unpraktisch. Denn der Deutschlerner wird bereits als Anfänger zwangsweise mit einer Reihe von grammatischen Phänomenen konfrontiert, die aus der Sicht der Gegenwartsgrammatik als 'Ausnahmen' erscheinen, die aber ohne großen theoretischen Apparat in einen sinnvollen sprachgeschichtlichen Zusammenhang gestellt werden können. Und mit wachsenden Deutschkenntnissen nimmt die Masse der 'Ausnahmen' keinesfalls ab, im Gegenteil: Sie nimmt rapide zu. Und je mehr man weiß, desto ungeduldiger wird man gegenüber den vermeintlichen Unlogizitäten und Undurchsichtigkeiten der deutschen Grammatik.

Ich sehe hier auch ein **eminent wichtiges didaktisches Problem**: Der Grammatikunterricht wird (von vielen) als langweilig empfunden — vor allem deshalb, weil viel zu viele grammatische Phänomene als unmotivierbar präsentiert werden. Ein kraßes Beispiel sind die Verbrektionen. Gerhard Helbig und Joachim Buscha etwa listen mehr als 700 Verben mit ihren Rektionen auf (man vergleiche "Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht." 14., durchges. Aufl. Berlin usw. 1991, S. 58-64.). Da jedoch die Autoren keinen Versuch unternehmen, wenigstens einen Teil der Rektionen zu motivieren (= verständlich zu machen), fühlt sich der Leser/Lerner — mit Recht — im Stich gelassen. Rektionen aufzulisten, ist weder eine grammatische Kunst, noch ergibt das einen didaktischen Sinn. Denn zum einen können die Rektionen in den Wörterbüchern nachgeschlagen werden. Und zum anderen werden sie wohl von niemandem nach Rektionsklassen gelernt. M.a.W., wohl niemand entschließt sich eines schönen Tages: "So, heute lerne ich die wichtigsten Verben mit Dativ- und Akkusativrektion!"

Das Fazit vieler Lerner (und keinesfalls nur von Mark Twain) lautet: Die deutsche Grammatik ist 'unlogisch'. Dieses Fazit ist eine deutliche Kritik an dem Grammatiker und dem Didaktiker, die sich folglich die unangenehme Frage gefallen lassen müssen:

Ist die deutsche Grammatik wirklich 'unlogisch'? Oder ist vielleicht eher die Art und Weise, wie sie von dem Grammatiker beschrieben und dem Didaktiker aufbereitet wird, 'unlogisch'?

Wir wollen uns nicht lange mit theoretischen Problemen aufhalten, ich möchte aber zwei — hoffentlich klärende — Bemerkungen zu dem Terminus *(un)logisch* machen:

1. Der Maßstab der (formalen) Logik (*Logik* hier ohne Anführungszeichen) kann und darf nicht an historische Phänomene angelegt werden. Die deutsche Gegenwartsgrammatik als logisch oder als unlogisch zu bezeichnen, wäre daher genauso unsinnig, wie bestimmte Merkmale der heutigen Bundesrepublik Deutschland als logisch oder als unlogisch zu charakterisieren. Daß etwa die deutsche Verfassung *Grundgesetz* oder der deutsche Regierungschef *Bundeskanzler* heißt, ist weder logisch noch unlogisch. Beides kann aber historisch verständlich gemacht werden.
2. Wenn man die deutsche Grammatik für unlogisch hält, kann also *unlogisch* nur in übertragenem Sinne — eben als 'unlogisch' (in Anführungszeichen) — gemeint sein. In diesem Sinne bedeutet es soviel wie undurchsichtig, unverständlich, irgendwie unsystematisch/unorganisiert.

Durch Prädikate wie *undurchsichtig* oder *unverständlich* wird nun eine Beziehung zwischen zwei Größen hergestellt:

X ist undurchsichtig/unverständlich für Y.

Was genau ist aber hier X und wer Y?

X ist doch die deutsche Grammatik! Ja, aber der Terminus 'Grammatik' ist zweideutig: Unter Grammatik wird einerseits das Phänomen und andererseits die Beschreibung dieses Phänomens in Grammatiken (= Grammatikbüchern) verstanden. Die deutsche Grammatik (= Grammatikbuch) etwa von Helbig/Buscha enthält also nicht das Phänomen, sondern nur **eine mögliche Beschreibung** des Phänomens.

Um diesen sehr wichtigen Unterschied an einem konkreten Beispiel klarzumachen: Ob die deutsche Grammatik (= Phänomen) Tempusformen hat, und wenn ja, ob diese sechs an der Zahl sind, wissen wir nicht. Was wir wissen, ist, daß die deutsche Grammatik (= Grammatikbuch) von Helbig/Buscha der deutschen Grammatik (= Phänomen) sechs Tempusformen zuschreibt. Andere Grammatiker sind da aber (ganz) anderer Meinung. Daß im Deutschunterricht in Ungarn die deutsche Grammatik unterrichtet werde, ist folglich nur eine ver-

kürzte Redeweise dafür, daß im Deutschunterricht in Ungarn verschiedene deutsche Grammatiken (= Grammatikbücher) benutzt werden (unter denen wohl die von Helbig/Buscha am verbreitetsten ist). Es spricht jedoch nichts dagegen, diese durch bessere Grammatikbücher zu ersetzen. **Grundsätzlich** bessere Grammatikbücher können wiederum nur unter der Voraussetzung verfaßt werden, wenn ihnen ein anderes Verständnis von Grammatik (= Phänomen) zugrunde liegt. Und mit diesem anderen Verständnis ist genau das gemeint, für das in dem vorliegenden Aufsatz plädiert wird: Daraus, daß Grammatik ein historisches Phänomen ist, soll die Grammatikschreibung die Konsequenzen ziehen und diese — zusammen mit der Didaktik — im Grammatikunterricht auch umsetzen.

Wer ist nun Y? Daß Y der Lerner sei, ist leicht gesagt. Y ist eben nicht der 'unschuldige' Lerner, sondern vielmehr der Lerner, der während seiner ganzen schulischen Laufbahn — zuerst natürlich im Muttersprachenunterricht — in der Richtung indoktriniert worden ist, daß Synchronie (= Betrachtung der Sprache in einem geschichtsentbundenen Zustand) und Diachronie (= Betrachtung der Sprache im Wandel) strikt zu trennen seien.

Man kann also in etwa folgende Diagnose aufstellen: Einerseits ist die deutsche Grammatik (= Phänomen) (teils) undurchsichtig/unverständlich für den Lerner, weil er bereits im Muttersprachenunterricht ahistorisch indoktriniert worden ist. Andererseits sind deutsche Grammatiken (= Grammatikbücher) (teils) undurchsichtig/unverständlich für den Lerner, weil die Verfasser mit ahistorischen Grammatikkonzeptionen arbeiten.

Obwohl es weder theoretisch noch im Einzelfall einfach ist, ein Phänomen von dessen Beschreibung zu unterscheiden, wollen wir im praktischen Teil unserer Erörterungen so verfahren, daß wir die Doppeldeutigkeit des Terminus 'Grammatik' ausnutzen. Dementsprechend sollen im folgenden zwei Typen von Themen — zumindest exemplarisch — behandelt werden:

- I. Der sprachgeschichtliche Hintergrund einiger aus synchroner Sicht undurchsichtiger/unverständlicher grammatischer Phänomene;
- II. Die Angemessenheit von Grammatiker-Modellen vor dem Hintergrund sprachgeschichtlicher Abläufe.

Dabei wird das Hauptgewicht auf I liegen, um die Praxisorientierung nicht aus den Augen zu verlieren. II soll nur kurz angerissen werden.

Wie dem Titel des vorliegenden Aufsatzes zu entnehmen ist, wird das Thema 'Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte' im nächsten DUFU-Heft fortzuführen sein. Unter dem "praktischen Teil unserer Erörterungen" ist also der Rest des vorliegenden Aufsatzes und der gesamte Aufsatz in DUFU II/1998 zu

verstehen. Infolgedessen konzentrieren wir uns im vorliegenden Aufsatz ganz auf den Themenkomplex I und setzen diesen auch noch in DUfU II/1998 fort. Themenkomplex II kommt erst am Ende des nächsten DUfU-Beitrags an die Reihe.

Der sprachgeschichtliche Hintergrund einiger aus synchroner Sicht undurchsichtiger/unverständlicher grammatischer Phänomene

Wie oben erwähnt, kann das Thema nur exemplarisch behandelt werden. Eine besondere Systematik kann schon alleine deshalb nicht angestrebt werden, weil es an einschlägigen Voruntersuchungen mangelt. Wo es möglich ist, stützen wir uns auf Ausführungen in bereits erschienenen DUfU-Aufsätzen derselben Rubrik.

Noch ein klärendes Wort zum Status der nachfolgenden Erörterungen ist angebracht: Ich will keinesfalls behaupten, daß Deutschlerner gleich welcher Stufe mit allen möglichen sprachgeschichtlichen Hintergrundinformationen 'gefüttert' werden sollen. Eine wichtige Aufgabe für Didaktiker — in enger Zusammenarbeit mit Grammatikern — sehe ich gerade darin herauszuarbeiten, welche sprachgeschichtlichen Informationen, in welchen Formen und an welchen Punkten der grammatischen Progression im Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden könnten. Voraussetzung für einen längerfristigen Erfolg wäre allerdings die konzeptionelle Umstellung auch des Muttersprachenunterrichts.

1. Aktuelle Entwicklungstendenzen in der NP

Die wichtigsten aktuellen Entwicklungstendenzen in der NP (= Nominalphrase) wurden in DUfU II/1997 beschrieben und in DUfU III/1997 erklärt. Dabei handelt es sich um drei Sprachwandelprozesse, die alle die Substantivflexion betreffen: Weglassung des Genitiv-*s*, des Singular-*(e)n* der schwachen Maskulina und des Dativ-Plural-*n*. Man vergleiche

- (1) *Im Morgengrauen des Dienstag* (statt: *Dienstags*)... (Die Zeit);
- (2) *Verständnis für den Bub* (statt: *Buben*) *schaffen* (Wiener);
- (3) *Essen auf Räder* (statt: *Rädern*) (PKW-Aufschrift).

Sprachhistorisch gesehen setzen diese Prozesse eine Tendenz fort, die in die frühe Neuzeit zurückreicht. Bereits im 14.Jh. wird das Dativ-*e* (der Maskulina und Neutra) zunehmend weggelassen. Dabei handelt es sich um einen Vorgang, der nicht nur aus phonologischen Gründen geschieht. Vielmehr geht es dabei um einen markanten Teilprozeß der **Analytisierungstendenz** (s. DUfU III/1997), die damals — zum ersten Male in der deutschen Sprachgeschichte — auch die Substantivflexion erfaßt. Heute ist die Weglassung des Dativ-*e* beschlossene

Sache. Beispiele ohne ranzigen Geruch (= ohne idiomatischen Charakter) finden sich nur bei nichtzeitgenössischen Autoren, z.B.

- (4) *Er betrachtete...die goldnen Pavillons am Flusse...*
(E. Kästner)

Es gibt aber noch einen zweiten sprachgeschichtlichen Großprozeß, den man in diesem Zusammenhang erwähnen muß: die sog. **Numerusprofilierung**. Darunter versteht man die (bereits auf das ältere, mittelalterliche Deutsch zurückgehende) Tendenz, die Pluralstämme von Substantiven möglichst deutlich von den Singularstämmen zu unterscheiden. Z.B. hieß der Plural von *wort* im 9.Jh. genau so wie der Singular: *wort*. Heute heben sich beide Pluralformen — *Worte* bzw. *Wörter* — von der Singularform ab.

Wenn man nun die drei aktuellen Entwicklungstendenzen in der Nominalflexion unter dem Aspekt der zwei sprachhistorischen Großprozesse — Analytisierung und Numerusprofilierung — betrachtet, erscheinen sie alle voll motivierbar:

- (a) Die Weglassung des Dativ-Plural-*n* fügt sich in die Analytisierungstendenz, gefährdet jedoch die Unterscheidbarkeit von Singular- und Pluralstämmen nicht. M.a.W., der Analytisierungstendenz fällt kein synthetisches Numerusflexiv 'zum Opfer';
- (b) Durch die Weglassung des Genitiv-*s* und des Singular-*(e)n* der schwachen Maskulina wird die analytische Umstrukturierung der Singularflexion, die mit der Weglassung des Dativ-*e* begonnen hat, langsam dem Ende zugeführt: Die durch die Analytisierung redundant gewordenen synthetischen Kasusflexive des Singulars verschwinden langsam, die Nominalflexion wird rein analytisch.

2. Adnominaler possessiver Dativ

Bekanntlich steht für den nominalen Ausdruck eines Besitzverhältnisses (= einer Possession) das Genitivattribut zur Verfügung:

- (5) *...das mahagoniegetäfelte Büro des Justizsenators...*
("Der Campus" von D. Schwanitz)

Allerdings wird das Genitivattribut vornehmlich in der Schriftsprache verwendet. In der Sprechsprache, d.h. sowohl in den Umgangssprachen wie auch in den

Dialekten, bevorzugt man andere Typen von Attributen, darunter auch den sog. adnominalen possessiven Dativ (im folgenden: apD):

(6) *dem Justizsenator sein Büro.*

Dieser Typ von Attribut kommt im Grammatikunterricht in Ungarn meines Wissens kaum vor, obwohl er in der Sprechsprache mindestens genauso verbreitet ist wie das Präpositionalattribut mit *von*:

(7) *das Büro von dem Justizsenator.*

Die Vernachlässigung des apD ist insofern überraschend, als ja der Sprachunterricht nicht nur für die schriftliche Kommunikation gedacht ist. Vielleicht ist er heutzutage sogar eher für die mündliche Kommunikation gedacht!

Die bis heute plausibelste sprachgeschichtliche Erklärung der NP mit apD stammt von dem großen Junggrammatiker Hermann Paul. Er geht von dem folgenden Beispielsatz aus:

(8) *Er hat dem Bürgermeister sein Haus angezündet.*

Wenn wir uns nun gedanklich in die Zeit vor der Herausbildung des apD, d.h. wohl: in die Zeit vor dem 15.Jh., zurückversetzen, müßten wir (8) wie folgt analysieren:

Prädikat = *hat angezündet*;

Subjekt = *Er*;

Dativus incommodi = *dem Bürgermeister*;

Akkusativobjekt = *sein Haus*.

Da jedoch der Dativus incommodi (= die NP im Dativ für den Ausdruck des Geschädigten) und das Akkusativobjekt (= die NP im Akkusativ in Objektfunktion) aneinander grenzen, da die NP im Dativ der im Akkusativ vorangeht und da letztere das Possesivum *sein* enthält, nahmen immer mehr Sprachteilhaber (unbewußt) eine Umdeutung der Konstruktion, eine sog. syntaktische Reanalyse vor. M.a.W., immer mehr Sprachteilhaber gingen (ab dem 15.Jh.) bei Sätzen wie (8) (unbewußt) davon aus, daß das Besitzverhältnis auch strukturell zum Ausdruck kommt:

Prädikat = *hat angezündet*;

Subjekt = *Er*;

NP mit apD = *dem Bürgermeister sein Haus*.

Mit dieser Ableitung kann also Hermann Paul erklären,

- (a) wieso das Attribut in der NP mit apD dem Kernsubstantiv vorangestellt ist, obwohl die (appellativen) Attribute in der deutschen NP sonst allesamt postnominal sind;
- (b) warum das Attribut im Dativ — und nicht (wie zu erwarten) im Genitiv — steht und
- (c) warum das Possessivum (*sein*) in einer NP mit apD — im Gegensatz zu einer NP mit Genitivattribut — obligatorisch ist.

3. Fugen-s

Um keine falschen Hoffnungen zu erwecken, möchte ich vorausschicken, daß das Problem des Fugen-s hier auch nicht gelöst werden kann. Es ist und bleibt ein primär euphonisches Problem (= ein Problem des Wohlklangs). Damit ist zugleich gesagt, daß es **die** Regel oder **die** Regeln gar nicht geben kann und wird. Denn was für den Deutschen x wohl klingt, klingt u.U. für den Deutschen y oder z nicht so gut oder gar schlecht. Ein konkretes Beispiel: Eine deutsche Linguistin (deren Spezialgebiet nicht die Grammatikforschung ist) behauptete mir gegenüber, daß der Terminus *Objektsgenitiv* (mit Fugen-s) völlig ausgeschlossen sei, korrekt müsse es *Objektgenitiv* (ohne Fugen-s) heißen. Daraufhin mußte ich ihr entgegen, daß in der grammatischen Fachliteratur konsequent der Terminus *Objektsgenitiv* (mit Fugen-s) benutzt wird. Ein winziger Trost für uns Nicht-muttersprachler, daß sich auch die deutschen Geister scheiden!

Auch wenn die Grammatiker zur Lösung des Fugenproblems wohl nicht sehr viel beitragen können, bin ich der Ansicht, daß es sozusagen psychologisch wichtig wäre, dem Lerner zu erklären, woher dieses leidige Fugen-s kommt. Denn ansonsten wird das Fugen-s seinen nachgerade mystischen Status nicht los. Außerdem kann durch einen kurzen sprachhistorischen Abstecher wenn auch nicht das Problem im allgemeinen, so doch wenigstens manch ein Einzelproblem gelöst werden.

Woher kommt nun das Fugen-s? Im mittelalterlichen Deutsch war das Genitivattribut überwiegend pränominal, d.h. dem Kernsubstantiv vorangestellt. In der NP herrschten also damals 'umgekehrte' Verhältnisse:

- (9) heute: *das Ziel des Lebens*;
- (10) damals: *des Lebens Ziel*.

Im nachmittelalterlichen Deutsch wird jedoch das pränominale (appellative) Genitivattribut zunehmend seltener, was sicherlich vor allem mit der Analytisierungstendenz zusammenhängt: Das analytische Nominalflexiv wird ja in erster

Linie an Artikelwörtern realisiert (s. DUFU III/1997), das pränominale Genitivattribut blockiert jedoch die Realisierung eines Artikelwortes zum Kernsubstantiv, da es in der Regel selber auch einen hat:

(11) ~~das des Lebens~~ Ziel.

Da also das pränominale Genitivattribut der Analytisierungstendenz sozusagen im Wege stand, mußte man es 'loswerden'. Welche Möglichkeiten gab es nun, das pränominale Genitivattribut aus dem Sattel zu heben? Grundsätzlich gab es zwei strukturelle Auswege aus dieser Situation:

- (a) Rechtsverlagerung (des Genitivattributs) und
- (b) 'Komposition (=Integration des Genitivattributs in das Kernsubstantiv).

Und in der Tat wurden beide Möglichkeiten zur Realität:

- (9) Rechtsverlagerung: *das Ziel **des Lebens***;
- (12) Komposition: *das **Lebensziel***.

Die seit dem späten Mittelalter andauernden Prozesse der Rechtsverlagerung und der Komposition werden im 18.Jh. im wesentlichen abgeschlossen. Im 19./20.Jh. kommen Appellativa pränominal kaum mehr vor, die pränominale Genitivstelle bleibt den Eigennamen vorbehalten.

Das Fugen-s der Komposita ist also sprachhistorisch gesehen identisch mit dem Genitiv-s der Maskulina und Neutra. Insofern ist es zumindest in vermutlich älteren Komposita mit neutralem/maskulinischem Erstglied wie etwa in *Hungersnot*, *Reichstag* oder *Glaubenssache* motivierbar. In solchen Fällen handelt es sich also nicht um aktuelle euphonische Entscheidungen, sondern darum, daß das Fugen-s tatsächlich auf das Genitiv-s zurückgeht. Umgekehrt gibt es vermutlich ältere Komposita ohne Fugen-s, bei denen das **Fehlen** des Fugen-s **motivierbar** ist:

(13) [*der bürger*] *meister* > *der Bürgermeister*.

Die NP *der bürger* war ursprünglich ein pränominales Genitivattribut zum Kernsubstantiv *meister*, stand also im Pl. Gen. Syntaktisch umgedeutet werden **konnte** die Konstruktion zu einem Kompositum deshalb, weil *der* (Pl. Gen.) formal identisch ist mit *der* (Nom. M.) und weil das Kernsubstantiv *meister* ein Maskulinum ist. Und syntaktisch umgedeutet werden **mußte** die Konstruktion zu einem Kompositum, weil wie erwähnt der pränominale Genitiv schwinden mußte. Infol-

gedessen gab es immer mehr Sprachteilhaber, die *der* nicht mehr als Pl.Gen. zu *bürger*, sondern als Nom. M. zu *meister* interpretierten. Somit wurde die Wortform *bürger* zum Erstglied eines neuen Kompositums — natürlich ohne Fugen-s, da sie ja genetisch gesehen eine Pluralform ist.

4. Unregelmäßige Indikativformen

Bei einer Reihe von starken Verben werden Sg. 2./3. P. des Indikativs bekanntlich unregelmäßig gebildet. Dabei handelt es sich um zwei Typen:

- (a) *geben*, aber *gibst/gibt*; *helfen*, aber *hilfst/hilft* usw.;
- (b) *fahren*, aber *fährst/fährt*; *graben*, aber *gräbst/gräbt* usw.

Typ (a) nannte man früher in Anlehnung an Jacob Grimm Brechung, Typ (b) Umlaut(ung). (Den Terminus 'Brechung' auf die Konjugation einzuschränken, ist aber insofern irreführend, als es den gleichen Typ von *e/i*-Vokalwechsel auch in der Wortbildung gab und gibt: *Recht*, aber *richten/Gericht*; *Berg*, aber *Gebirge*; *Erde*, aber *irdisch* usw.)

Grammatiker und Didaktiker sind in einer besonders günstigen Situation, wenn sie die Unregelmäßigkeiten (a) und (b) ungarischen Muttersprachlern zu erklären haben. In der ungarischen Nominalflexion gibt es nämlich eine Art Vokalharmonie zwischen Stamm und Flexiv:

- (14) *házban, kertben*, aber ~~*házben, kertban*~~.

Eine (andere) Art von Vokalharmonie gab es auch in der starken Verbkonjugation im frühmittelalterlichen Deutsch. Im 9.Jh. hieß es noch:

- (a) *geban*, aber *gibist/gibit*; *helfan*, aber *hilfist/hilfit* usw.;
- (b) *faran*, aber *ferist/ferit*; *graban*, aber *grebist/grebit* usw.

Ab dem Hochmittelalter setzt jedoch der phonologische Prozeß ein, der bis heute die phonologische Struktur der unbetonten Silben bestimmt: die sog. **Abschwächung**. Darunter ist schlicht zu verstehen, daß alle 'vollen' Vokale in unbetonter Stellung zu einem Schwa werden. Folglich hieß es bereits im Hoch- und Spätmittelalter:

- (a) *geben*, aber *gibest/gibet*; *helfen*, aber *hilfest/hilfet* usw.;
- (b) *faren*, aber *ferest/feret*; *graben*, aber *grebest/grebet* usw.

In der Neuzeit schwanden dann selbst die Schwas, d.h., sie wurden bis zum

logischen Endpunkt einer Abschwächung (= bis zum Schwund) abgeschwächt:

- (a) *geben*, aber *gibst/gibt*; *helfen*, aber *hilfst/hilft* usw.;
- (b) *faren*, aber *ferst/fert*; *graben*, aber *grebst/grebt* usw.

Somit sind die heutigen Formen erreicht, der Rest ist Rechtschreibung: Wir schreiben heute *fahren* und nicht *faren*, *fährst* und nicht *fert* usw., dahinter steckt jedoch kein weiterer phonologischer Wandel mehr.

Fazit: Der aus Lernalternative wichtigste Unterschied zwischen ung. *házban*, *kertben* usw. und dt. *geben*, *gibst* usw. besteht darin, daß es im Ungarischen keinen Abschwächungsprozeß gegeben hat (~~*házbn*, *kertbn*~~), weshalb hier die Vokalharmonie noch 'lebt', während im Deutschen nur die Spuren der Vokalharmonie übriggeblieben sind (*i/e*- bzw. *a/e*-Wechsel), nicht jedoch der Mechanismus der Lautkombinatorik. Didaktisch könnte man die dt. Vokalharmonie vielleicht als ein bissiges Fabeltier präsentieren: Es hatte (einmal in ferner Vergangenheit) kräftig zugebissen, dann verschwand es jedoch (infolge seiner 'Abschwächung') für immer. Der Abdruck seiner Zähne ist aber bis heute deutlich zu sehen.

5. Unregelmäßige Konjunktivformen

Eine andere Art von Unregelmäßigkeit wie beim Indikativ beobachten wir beim Konjunktiv.

Im Normalfall stehen starke Konjunktivformen des Präteritums (sog. Konj.II-Formen) und starke Indikativformen des Präteritums in einer geregelten phonologischen Beziehung zueinander: Der nichtumgelauteete Stammvokal des Indikativs wird im Konjunktiv umgelauteet. Man vergleiche

- (a) *band* > *bände*; *gab* > *gäbe*; *fuhr* > *führe*; *wurde* > *würde* usw.

In einigen Fällen stellt jedoch der umgelauteete Stammvokal des Konjunktivs keine Umlautung des nichtumgelauteeten Stammvokals des Indikativs dar. M.a.W., die phonologische Relation zwischen Indikativ und Konjunktiv ist synchron willkürlich:

- (b) *barg* > *bürge*; *half* > *hülfe*; *stand* > *stünde*; *starb* > *stürbe*; *verdarb* > *verdürbe*; *warb* > *würbe*; *warf* > *würfe*.

Die historische Auflösung der synchronen 'Willkür' dürfte einem Deutschlehrer — auch wenn er in der deutschen Sprachgeschichte nicht besonders bewandert ist — leicht fallen. In der deutschen Literatur des 18./19.Jhs. — bisweilen sogar in der des 20.Jhs. — ist er nämlich wohl schon öfters auf Indikativformen des

Präteritums gestoßen, die es im heutigen Deutsch nicht mehr gibt. Ich weise nur auf den häufigsten und somit auffälligsten Fall hin:

- (15) ...*man ward mit ihnen vertraut*... ("Von den Lebensaltern einer Sprache" von J. G. Herder, 1767)

Der Stammvokal des Präteritums von werden war also früher ein *a*. Allerdings nur im Singular. Im Plural war er schon immer ein *u*:

- (16) *Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer*... ("Von den Lebensaltern einer Sprache" von J. G. Herder, 1767)

Daraus können wir den Schluß ziehen, daß die starken Verben im früheren Deutsch nicht drei, sondern vier Stammformen hatten. Es gab nämlich im Gegensatz zu heute nicht einen Indikativstamm des Präteritums, sondern zwei — jeweils einen für Singular und für Plural:

- (17) *heute: werden, wurde(n), geworden; helfen, half(en), geholfen* usw.
(18) *früher: werden, ward* (Sg.), *wurden* (Pl.), *geworden; helfen, half* (Sg.), *hulfen* (Pl.), *geholfen* usw.

Wie hängt das nun mit den unregelmäßigen Konjunktivformen zusammen? Die Bildungsregel des Konjunktivs (des Präteritums der starken Verben) ist heute berechenbar, weil es nur einen Indikativstamm (des Präteritums) gibt (*band-, gab-* usw.). Wenn dieser umgelautet wird, erhält man den Konjunktivstamm (*bänd-, gäb-* usw.).

Im früheren Deutsch gab es jedoch sowohl einen Singular- wie auch einen Pluralstamm (des Indikativ Präteritums)! Zu welchem wurde damals der Konjunktivstamm gebildet?

Vergleicht man die alten Indikativformen in (18) mit den heutigen unregelmäßigen Konjunktivformen, ist die Antwort eindeutig: Zu dem (*u*-haltigen) **Pluralstamm** (des Indikativ Präteritums):

- (19) *burg-* > *bürg-*; *hulf-* > *hülf-*; *stund-* > *stünd-*; *sturb-* > *stürb-*; *verdurb-* > *verdürb-*; *wurb-* > *würb-*; *wurd-* > *würd-*; *wurf-* > *würf-*.

Der Vergleich der Präteritalstämme von heute und früher sieht somit im Überblick wie folgt aus:

(17') heute: *wurde(n) - würde(n); half(en) - hülfe(en)*;

(18') früher: *ward, wurden - würde(n); half, hulfen - hülfe(en)*.

Von hier aus ist das Ende der Geschichte auch rein logisch zu ersehen:

1. Wenn es früher zwei Indikativstämme (des Präteritums) gegeben hat, heute jedoch nur noch einen gibt, muß der eine Indikativstamm im Laufe der Zeit zugunsten des anderen aufgegeben worden sein. Genauer: Entweder muß der Singularstammvokal *a* den Pluralstammvokal *u* verdrängt/ersetzt haben oder umgekehrt.
2. War es der Pluralstammvokal *u*, der den Singularstammvokal *a* verdrängt hatte, blieb der Konjunktivstammvokal *ü* weiterhin motiviert:

(20a) *ward/wurden > wurde(n) - würde(n)*.

3. War es hingegen der Singularstammvokal *a*, der den Pluralstammvokal *u* verdrängt hatte, wurde dadurch der Konjunktivstammvokal *ü* automatisch entwurzelt:

(20b) *half/hulfen > half(en) - hülfe(en)*.

4. Im Falle der oben in (b) aufgezählten Verben mit unregelmäßigen Konjunktivformen im heutigen Deutsch handelt es sich also allesamt um Verben, bei denen der Singularstammvokal *a* 'den historischen Sieg' (über den Pluralstammvokal *u*) davongetragen hat.

Die Sprachgemeinschaft scheint jedoch längerfristig die Unmotiviertheiten schlecht zu dulden. Mittlerweile aufgekommene motivierbare Alternativformen wie

(21) *bärke (zu bürge) und stände (zu stünde)*

deuten darauf hin, daß die Tage (=Jahrzehnte) der alten Konjunktivformen gezählt sind.